

## Aspekte der gesellschaftlichen Situation der Familie aus soziologischer Sicht

Sabine Brombach

Sie haben mich um einen soziologischen Beitrag zum Thema: „Ist die Familie noch zu retten?“ gebeten ... da muss ich zurückfragen:

Über welche Familienform wollen wir sprechen: über die Patchworkfamilie, die Fortsetzungsfamilie, die Hybridfamilie, die Werkstattfamilien vor Ort, über die Verhandlungsfamilie, über die ‚living-apart-together-Beziehung‘, die nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften, die ‚commuter-Ehe‘ – oder die statistische Standardkleinfamilie: ‚Eltern mit 1,3 Kindern‘, oder die Mehrgenerationenfamilie, das kinderlose Ehepaar ... eine wortschöpferische Kreativität!

Sie weist auf das Bemühen von Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern hin, eine Wirklichkeit beschreibend zu erfassen, die sich in Zeiten von Individualisierung, Polarisierung und Globalisierung in ‚turbohafter Geschwindigkeit‘ differenziert.

Was assoziieren Sie persönlich und spontan, wenn Sie das Wort ‚Familie‘ hören: Blutsverwandtschaft, Heirat, die Familie im kulturprotestantischen Bürgertum; der Mann, der hinaus muss ins feindliche Leben und die Frau als das „segenspendende Herz der Familie“ (Familienminister Würmeling) und Kinder, die behütet aufwachsen ... oder denken Sie beim Stichwort Familie sogleich an Trennung und Scheidung, an einen privaten Ort, an dem Gewalt gegen Frauen und Kinder ausgeübt wird oder an Ausgrenzung von homosexuellen Paaren, von Alleinerziehenden, von Singles?

Ich kann nicht erraten, welcherart von Vorstellungen Sie mit dem Begriff ‚Familie‘ verbinden, ich weiß nur, dass Sie etwas assoziieren, und ich weiß, dass die Konnotationen so vielfältig sind wie die Lebensform Familie selbst. Und das ist mein methodisches Hauptproblem: ich vermittele Ihnen keinen Wissenszuwachs über etwas Fremdes, sondern ich abstrahiere im Folgenden Ihnen Vertrautes. Denn jede und jeder *hat* Familie, wenn auch nicht alle Familie *leben*. Wir kennen unterschiedliche Dimensionen von Vertrautheit und Fremdheit, Schutz

und Verlassenheit innerhalb unserer Familie. Dies birgt zum einen die Gefahr zur Verabsolutierung der eigenen Erfahrung ohne zu bedenken, dass diese stets milieuspezifisch geprägt ist. Zum anderen erschweren uns die Prägungen der Kindheit und die Alltagserfahrung des Erwachsenenalters im Zusammenleben mit (geliebten) Menschen, den Typus Familie emotionsfrei zu betrachten. Versuchen wir im Bewusstsein dieser Gefahr - aber auch Chance - unseres beeinflussten Erkenntnisinteresses uns der Institution und Lebensform Familie anzunähern.

Ich will dies im Folgenden in drei Schritte gliedern: Zu Beginn spreche ich über die Ansprüche, mit denen Familie konfrontiert wurde und wird; behandelt wird hier die nunmehr klassische Fragestellung der westdeutschen Soziologie: Funktionsverlust oder Funktionswandel oder gar Zerfall der Kernfamilie? Hierzu ist ein kurzer historischer Rückblick nötig.

In einem zweiten Teil möchte ich ihnen die vielfältigen Familienformen vorstellen und dabei auch neuere demographische Trends aufzeigen.

In einem letzten Teil komme ich zu den Erklärungsansätzen, die die Mutationen *einer* spezifischen Lebensform oder den Verlust der Institution Familie erhellen sollen.

### Auf der Suche nach der Kernfamilie – Verschwinden oder Wandel ?

Bei der Familie handelt es sich - idealtypisch betrachtet - um eine Institution, an der nahezu alle Subsysteme unserer Gesellschaft partizipieren: das ‚Soziale‘, das ‚Ökonomische‘ und das ‚politische‘; ebenso wie die mediale Öffentlichkeit, das Erziehungssystem, der kulturelle Bereich; das religiöse System.

Ein unentwirrbares Geflecht von Ansprüchen zerrt an der Familie: die einzelnen Mitglieder auf der Suche nach emotionaler Geborgenheit ; die Gesellschaft auf der Suche nach dem Garant ihrer

Keimzelle für Stabilität, die Wirtschaft auf der Suche nach konsumorientierten Absatzmöglichkeiten und nach gut sozialisierten, leistungsorientierten, anpassungswilligen Arbeitskräften und die Kirchen auf der Suche nach einem verlorengegangenen Ort religiöser Praxis.

Wie sollen die Institution und Lebensform Familie dieser Überfrachtung von Ansprüchen standhalten? Es kann uns beruhigen, dass die Familie historisch betrachtet schon immer ideologisch überfrachtet wurde: von der ‚heiligen Familie‘ bis zur ‚bürgerlichen Familie‘. Das Leitbild der ‚bürgerlichen Familie‘ entstand erst Ende des 18. Jahrhunderts und wurde „als Familienideal im Laufe der Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts für andere Bevölkerungsklassen und -schichten zunehmend attraktiver“ (Rosenbaum 1982,251). Nach Heidi Rosenbaum (1982, 250ff.) sind die charakteristischen Merkmale, die das Leitbild der bürgerlichen von den vorausgehenden Familientypen unterscheiden und ideologisch das Familienleitbild bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts prägten:

- Die Intensivierung und Intimisierung der Ehebeziehung; die Liebe als Grundlage der Ehe- und Familiengründung;
- die Ausgrenzung der Kindheit als eines eigenständigen Erziehungs- und Verhaltensbereiches;
- die Abschottung der Familie als privater Bereich gegenüber der Berufswelt, der politischen und weiteren Öffentlichkeit.

Diese Familienform konnte sich nur auf der Grundlage einer strikten Geschlechterrollentrennung entwickeln. Der ‚pater familias‘, Hausherr, Vater und Ehemann hatte nicht nur die alleinige Verfügungsgewalt über Besitz und Entscheidungsbefugnis im Innenbereich; sondern er allein vertrat die Familie nach außen und agierte in der Öffentlichkeit. Der Ehefrau und Mutter verblieben die drei klassischen ‚K‘: Kinder, Küche und Kirche. Ihr alltäglicher Entfaltungsspielraum lag im Innenbereich, in der Fürsorge für Ehemann, Kinder und Dienstboten; eine eigene Entscheidungsbefugnis besaß sie weder im finanziellen noch in erzieherischen Bereich.

Vom Zeitgeist des Biedermeier hochstilisiert, lebte in dieser Familienform der ‚hierarchischen Harmonie‘ nur ein geringer Anteil der Bevölkerung: das wohlhabende Bürgertum. In Arbeiterfamilien war die Frauenerwerbstätigkeit aus existentiellen Gründen eine Selbstverständlichkeit, ebenso in bäuerlichen Haushalten und im Handwerk. Als Idealbild existierte diese Familienform aber in den Köpfen und wurde gesellschaftspolitisch gefördert, und dies bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Dieser historische Rückblick war unerlässlich, weil er eine Erklärung für zwei Phänomene geben kann.

Erstens: das Leitbild der Hausfrauenehe hat sich gerade in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Staaten auch in der Gesetzgebung bis in das letzte Drittel des letzten Jahrhunderts durchgesetzt. Erst im Jahre 1958 wurde mit dem Gleichberechtigungsgesetz ein Zustand verändert, der heute bizarr anmutet und bereits 1958 nicht mit dem Artikel 3 des Grundgesetzes von 1949 „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ in Einklang stand. Bis dahin hatte der Ehemann ein Letztentscheidungsrecht (sog. Stichentscheid), wenn eine einvernehmliche Lösung in Ehe- und Familienangelegenheiten nicht gefunden werden konnte. Zudem hatte er bis dahin das Recht, ein Arbeitsverhältnis seiner Ehefrau fristlos zu kündigen. Die Hausarbeit der Frau wurde mit der Einführung des gesetzlichen Güterstands der Zugewinnngemeinschaft anerkannt.

In der ehemaligen DDR ließ sich eher ein staatlicher Druck zur Frauenerwerbsarbeit feststellen: hier galt der Leitsatz: „Die emanzipierte Frau ‚geht arbeiten‘ und lässt sich nicht im goldenen Käfig von seinem Geld aushalten.“ Die Rollentrennung wurde aber auch im Osten Deutschlands aufrechterhalten: zusätzlich zu ihrer Erwerbstätigkeit war die Ehefrau und Mutter verantwortlich für die Haus- und Familienarbeit.

Erst im Jahre 1977 fiel für Westdeutschland im Bürgerlichen Gesetzbuch das Leitbild der Hausfrauenehe, bis dahin schrieb der Artikel 1365 (1) BGB fest: „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.“

Zweitens: „In keinem europäischen Land ist die Vorstellung, dass kleine Kinder nur bei ihren Müttern gut aufgehoben sind, so ausgeprägt wie in Deutschland. Nirgendwo in Europa sind Vorbehalte gegenüber öffentlich organisierter Ganztagsbetreuung von Kindern so groß wie hierzulande“ (Rerrich 1997, die hierzu auch Garhammer 1997 zitiert, S.33).

Eines der Kernprobleme für die Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter bleibt bis in das 21. Jahrhundert die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Aktuelle Studien (z.B. Zulehner/Volz 1998) zum Verhalten der Männer kommen zu dem Ergebnis, dass sich inzwischen jeder fünfte deutsche Mann vom traditionellen Rollenbild verabschiedet, sich stärker an häuslichen Pflichten und Kindererziehung beteiligt. Dennoch ist der Anteil der

Männer, die sich ausschließlich über ihre Berufstätigkeit definieren mit 20 % sehr hoch; die Gruppe der ‚verunsicherten Männer‘ mit 37 % vorerst nicht berechenbar. Eine Zahl weist schlagkräftig darauf hin, wer die Familientätigkeit der Berufstätigkeit gewollt oder ungewollt vorzieht: Nur 1,8% der berechtigten Väter nehmen den sog. Erziehungsurlaub; Mütter sind eher bereit, berufliche Ausfallzeiten anzunehmen.

Maria Rerrich weist als Ergebnis ihrer empirischen Studie darauf hin, dass die Familien- und Hausarbeit nicht zwischen den Geschlechtern, den Paaren aufgeteilt wird, sondern zwischen Frauen. „Wichtig ist mir aber die empirische Beobachtung, dass es oft mehrere Frauen sind (bis zu dreizehn !), die in unterschiedlicher Weise zur „Arbeit des Alltags“ eines Haushaltes beitragen“ (Rerrich 1997,26). Es sind dies die Großmütter, die „man ohne weiteres als eine der wichtigsten heimlichen Ressourcen der deutschen Sozialpolitik bezeichnen (kann)“ (Rerrich 1997,27), die Helferinnen der vielen informellen Frauennetzwerke (Nachbarinnen, Freundinnen, Schwestern etc.), die verschiedenen bezahlten Hausarbeiterinnen (Aupair-Mädchen, Putzfrau, Tagesmutter, Pflegerin etc.). Gesellschaftspolitisch lässt sich feststellen, dass diese Frauen als Alltagsarbeiterinnen Männer wie Frauen entlasten, damit diese das Problem der Vereinbarkeit von Haus- und Erwerbsarbeit, für das es bis heute keine strukturelle gesellschaftliche Lösung gibt, bewältigen.

Welche Funktionen sind es nun, die soziologisch betrachtet ein Familienhaushalt zu erfüllen hat?

Bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts galt die Familie in der Familiensoziologie als Institution, d.h. als stabiles Muster menschlicher Beziehungen, „die in einer Gesellschaft erzwungen oder durch die allseits als legitim geltenden Ordnungsvorstellungen getragen und tatsächlich „gelebt“ werden. Der Begriff Institution bringt insbesondere zum Ausdruck, dass wiederkehrende Regelmäßigkeiten und abgrenzbare Gleichförmigkeiten gegenseitigen Sichverhaltens von Menschen, Gruppen, Organisationen nicht nur zufällig oder biologisch determiniert ablaufen, sondern auch und in erster Linie Produkte menschlicher Kultur und Sinnggebung sind. Damit erwächst für jede soziologische Analyse der Institutionen die Frage nach den Funktionen der einzelnen Institutionen für die Gesellschaft und nach dem Einfluss der Individuen auf das soziale wie individuelle Leben des einzelnen Menschen in seiner spezifischen ‚institutionalisierten‘ Gesellschaft“ (Hartfiel/Hillmann 1998).

Hoffmann-Nowotny hat mit seiner These der *Deinstitutionalisierung* neuen Zündstoff in die famili-

ensoziologische Diskussion gelegt. Deinstitutionalisierung - also die Auflösung der Familie - soll nicht zum Ausdruck bringen, dass niemand mehr heiratet oder in einer Familie lebt, sondern dass die *Verbindlichkeit* der Handlungsausrichtung durch die Institution verlorengegangen ist. So ist die Ehe nicht mehr ein gesellschaftlich vorgegebenes und verpflichtendes Lebensmodell mehr. Das heißt nicht, dass keine Ehen eingegangen werden, sondern die Verbindlichkeit einer lebenslangen Ehe nicht mehr besteht. ‚Lebensabschnittspartner‘ treten ein für nicht geglückte, dauerhafte Beziehungen.

Der Wandel einer Institution ist demnach gekoppelt an den gesellschaftlichen Wandel. Veränderungen bedingen sich gegenseitig und Veränderungen lassen sich am einfachsten am Funktionswandel erkennen.

Die Familiensoziologie der siebziger Jahre bestimmte in der Annahme der Familie als einer festen Institution die Hauptfunktionen des Familienhaushalts noch so:

Er sollte eine Wohngemeinschaft für seine Mitglieder sein, eine Produktionsgemeinschaft bilden, als Konsumgemeinschaft bestehen, den Schutzraum für seine Mitglieder bereithalten, die Sozialisation der jüngeren Generation sichern und ein Ort der Freizeitgestaltung und der Intimsphäre sein (vgl. u.a. Emge 1981; Wurzbacher 1977).

Postfamiliale Familienformen, die wir mit in das neue Jahrtausend nehmen, können und wollen diese Funktionen nicht mehr erfüllen - zumindest nicht mehr alle gleichzeitig. Bei aller Unterschiedlichkeit der soziologischen Einschätzung, ob die Familienfunktionen verlorengegangen sind oder sich nur gewandelt haben, ist man sich zumindest über folgenden Trend einig:

Die Familie kann die ihr über Jahrhunderte als wichtigste Aufgabe zugewiesene Funktion der ökonomischen Absicherung aller ihrer Mitglieder nicht mehr erfüllen. Staatliche Finanzierungen, wie z.B. Sozialhilfe und Wohngeld und Pflichtversicherungen wie z.B. die Rentenversicherung und die Pflegeversicherung, die sich – wenn auch von vielen als ungenügend empfunden – immer weiter ausdehnen, haben die umfassende Versorgung der Familienangehörigen untereinander ersetzt. Mit der Abgabe von familialen Funktionen an öffentliche Institutionen hat die Familie einen Teil ihrer Autonomie aufgegeben. Auch in den Innenbereich wirken finanzielle Leistungen von außen hinein; sie fördern die Unabhängigkeit ihrer Mitglieder, schwächen aber die Struktur der Familie als dauerhafte Notgemeinschaft.

Nach Schäfers (1995, 113) sind der Kernfamilie, also Eltern und ihre Kinder, folgende Funktionen verlorengegangen:

- „Verlust an Selbstversorgung und der Einheit von Wohnbereich und Arbeitsplatz;
- Verlust der Altenfürsorge, aber auch Leistungen der Alten (der Großeltern) für Kindererziehung und -beaufsichtigung;
- Verlust der Fürsorge- und Pflegeleistungen;
- Verlust der Erziehungs- und Ausbildungsfunktion (an Kindergarten, Schule und Betrieb);
- Verlust an familienzentrierter Geselligkeit (an die „Freizeit-Industrie“): damit vielfach verbunden: Verlust an religiösen und kultischen Funktionen, Familie als ‚Ort‘ des Gebetes, der Gläubigkeit, der Mitgestaltung des Kirchenjahres (ausgenommen ist zumeist nur Weihnachten).“

Man mag Verluste bedauern, Verlorengegangenes aus der ‚guten alten Zeit‘ wieder herbeiwünschen; man kann sich aber auch der Realität stellen und prüfen, ob aus dem Verlust Neues erwachsen ist. Dies will ich im folgenden versuchen anhand meiner These:

## **Die Pluralität familialer Lebensformen ist eine individuelle Anpassungsleistung an strukturelle Bedingungen**

Es ist Günter Burkart (1997) zuzustimmen, dass auf kaum einem anderen Feld so viele ausführliche Analysen auf statistischer und anderer Datenbasis vorliegen wie auf dem des Wandels der Lebensformen. Mit Ilona Ostner (1999,36) bin ich der Meinung: „Ungeachtet der Daten wird mal das Beharrungsvermögen von Ehe und Familie, mal ihr nahes Ende verkündet. Im Verschwinden begriffen ist für manche vor allem die Ehe.“

Ziehen wir die Ergebnisse der Bevölkerungswissenschaftler zu Rate, so sind folgende demographischen Entwicklungen gesichert (vgl. Ostner ebd.; Dobritz 1997/1999):

Sehr niedrig ist die Heiratshäufigkeit, vor allem bei jungen Erwachsenen. Etwa 25% der Bevölkerung bleiben über das gesamte Leben ledig. Daraus lässt sich aber nicht ableiten, dass sich auch so viele gegen Partnerschaft entscheiden.

Ebenso ist die Geburtenhäufigkeit außerordentlich niedrig. Im Durchschnitt werden von 100 Frauen in ihrem Leben ungefähr 140 Kinder geboren. Das ist eine Geburtenrate, die unter dem Niveau der Reproduktion liegt. Die Geburtenhäufigkeit ist seit rund 25 Jahren auf diesem niedrigen und zur Zeit noch stabilen Niveau. Dobritz spricht aufgrund dieser Tatsache von der „Verfestigung der Verhaltens-

muster ‚kleine Familie‘ bzw. ‚keine eigene Familie haben‘ “(1999,14).

In Deutschland gab es nach Angaben des Statistischen Bundesamtes 1998 22,4 Millionen Familien. 10,2 Mill. Ehepaare lebten in einem Haushalt mit Kindern, 9,4 Millionen in einem Haushalt ohne Kinder. Bei 2,8 Millionen Familien lebten Alleinerziehende mit dem Nachwuchs zusammen. Im früheren Bundesgebiet lag der Anteil von Ehepaaren in einem Haushalt ohne ledige Kinder 1998 bei 42%. 1991 waren es 39%. In den neuen Bundesländern hatten 1998 40% der Ehepaare keine Kinder, der Anteil der Ehepaare mit Kindern lag bei 42%. 1991 waren 36% der Ehepaare ohne Nachwuchs. Der Anteil der Familien mit Kindern lag bei 49% (Vgl. Meldung in der Braunschweiger Zeitung vom 9.3.2000).

Dobritz führt dazu aus: „Der Anteil kinderloser Frauen steigt in den jüngeren, nach 1955 geborenen Jahrgängen deutlich an. Für die nach 1955 Geborenen ist ein Anwachsen auf über 30 % zu erwarten. Ähnlich hohe Kinderlosenanteile finden sich in Europa noch in den Niederlanden und in der Schweiz. Forschungen am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung haben gezeigt, dass es zwei soziale Gruppen gibt, die in einem sehr hohen Maße kinderlos bleiben. Das sind einmal voll erwerbstätige und höher qualifizierte Frauen, die sich für Beruf und Karriere und gegen Kinder entschieden haben. Sie bilden das sogenannte Karrieremilieu. Die ausgeprägten Orientierungen auf den Beruf zusammen mit den ungünstigen Bedingungen des Vereinbarens von Familie und Frauenerwerbstätigkeit spielen in der Entscheidung gegen Kinder eine besondere Rolle. Zum anderen haben Frauen mit einem niedrigen (nicht sehr niedrigen) bis mittleren Familieneinkommen häufig keine Kinder. Diese Gruppe wird als Milieu der ‚konkurrierenden Optionen‘ bezeichnet. Gemeint ist, dass mit der Geburt eines Kindes wegen der hohen Kosten Einbußen am bisherigen Lebensstandard entstehen würden, die man nicht bereit ist, hinzunehmen“ (Dobritz 1999, 14).

Diese Interpretation des Bevölkerungswissenschaftlers weist auf zweierlei hin:

Zum einen wird der immense gesellschaftliche Wandel des Geburtenrückgangs allein zu einem von Frauen hervorgerufenen Problem gemacht. Zur Familiengründung gehören aber beide Partner, Frauen und Männer. Über die Entscheidung zum Kind des männlichen Partners erfahren wir nichts, auch nicht über etwaige Konflikte innerhalb der Partnerschaft über eine Familiengründung oder nicht. Auch das von Rosemarie Nave-Herz (1988) untersuchte Phänomen des Anstiegs der ungewollten Kinderlosigkeit findet hier keine Berücksichtigung.

Zum anderen macht diese Interpretation deutlich, dass die mangelnde Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Bundesrepublik Deutschland als ein Hauptgrund für den Geburtenrückgang angesehen wird.

Wenn dieses der Fall ist, dann vollziehen Paare eine individuelle Anpassungsleistung ihres Verhaltens an ein strukturelles gesellschaftliches Problem. Sie wären demnach bereit, eine archaische Form der menschlichen Existenz: die Elternschaft aufzugeben, weil sie diese mit den gegebenen gesellschaftlichen Anforderungen als nicht mehr lebbar erachten.

Es ist gefährlich, über die Individualentscheidungen und Lebenseinstellungen der Paare oder Individuen ohne gesicherte Datenlage – vor allem auf qualitativer Basis – zu mutmaßen.

Auch die Gründe für das Aufschieben der Geburt der Kinder sind nicht eindeutig. Verlängerte Ausbildungszeiten, das Leben erst mal unabhängig genießen und Sicherung ökonomischer Selbständigkeit werden als Beweggründe vermutet; vielleicht sind es aber auch uneingestandene Ängste vor der hohen Verantwortung, vor der Meisterleistung ‚Erziehung eines Kindes‘, vor dem endgültigen Erwachsenwerden, vor der Isolierung des ‚Mutter-Kind-Alltags‘ gegenüber der Lebendigkeit im Berufsleben ... ein Konglomerat von vermutlich nicht immer bewussten Gründen.

Festzuhalten bleibt – davon gehen die meisten Sozial- und Bevölkerungswissenschaftler aus, dass niedrige Kinderzahlen auch in Zukunft die demographische Situation in Deutschland kennzeichnen. Vermutlich eine Reaktion potentieller Elternpaare auf die „strukturelle Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber Familien“ (Franz-Xaver Kaufmann).

Der Anteil der Kinder, die von nicht-verheirateten Müttern geboren werden, steigt in kleinen Schritten, ist aber 1997 mit 14% in Westdeutschland im Vergleich zu 44,1% in Ostdeutschland relativ gering. In Westdeutschland hat sich – wie ich oben am Beispiel der bürgerlichen Familie und der Herausbildung der Hausfrauenehe ausführte, das Verhaltensmuster ‚Kinder haben‘ und ‚verheiratet sein‘ herausgebildet. Nach Nave-Herz (1994, 57ff.) stützt sich die Eheschließung vor allem auf den Kinderwunsch.

Die Scheidungshäufigkeit hat sich in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts nochmals erhöht. Nach Dobritz/Gärtner (1998, 416ff.) enden 40 % aller Ehen mit der Trennung; erwartet wird eine Scheidungsrate, wie sie zur Zeit bereits in deutschen Großstädten vorzufinden ist, von 45 %.

Auffallend ist, dass es nicht mehr die neu geschlossenen Ehen sind, die besonders scheidungsanfällig sind, sondern die Werte von 1996 zeigen, dass „nach 25 jähriger Ehedauer bei der 1996er Scheidungsneigung in Deutschland 32,4% aller Ehen zu einer Scheidung gelangen (West 35,3%; Ost:21,4%) und nach 40 jähriger Ehedauer 34,8% aller Ehen geschieden werden (West 38,0%; Ost: 22,3%).

„Allein zwischen 1990 und 1996 sind in Deutschland zum Thema Ehescheidungen ca. 300 Arbeiten publiziert worden, von denen sich ein Großteil mit den Scheidungsfolgen insbesondere aus Sicht der Kinder beschäftigte. Dennoch stellen die Scheidungsforscher (Rosenkranz/Rost 1996,5) nach wie vor fest, dass noch immer der 1976 von René König geschriebene Satz gilt, dass wir „unendlich wenig über den Prozess der Konfliktentstehung in der Ehe“ wissen (König 1976, 181). Die Bundesregierung hat im Rahmen der Berichterstattung zum „Armuts- Reichtumsbericht“ ein Forschungsvorhaben über die Einkommensverschiebung bei Frauen und Männern nach Trennung und Scheidung in Auftrag gegeben. Im Jahre 2002 können wir repräsentative Daten erwarten.

Vor allem Scheidungen führen zu der oben erwähnten Vielzahl privater Lebensformen, wie z.B. die Patchworkfamilie, die Alleinerziehenden und das Singledasein.

Die „Versingelung“ schreitet immer weiter fort. In über 50% aller Haushalte in München wohnt nur eine Person; im Frankfurter Stadtteil Westend liegt die Solisten-Quote bei 80% (Focus 7/1993). Der Soziologe Stefan Hradil weist daraufhin, dass die Haushalte der Alleinlebenden mittlerweile die Mehrheit der bundesdeutschen Haushaltstypen darstellt und warnt vor den Folgen dieses Trends im Hinblick auf den Wohnungsmarkt, die Erwerbssituation, die Infrastruktur und die Bevölkerungsentwicklung (Hradil u.a. 1995). Die Lebensform ‚alleinlebend‘ ist nicht immer frei gewählt. Tod des Partners, Trennung der Partner und Auszug der Kinder können Auslöser sein. Single sein bedeutet auch keineswegs Verzicht oder Ablehnung von Partnerschaft. Zwar behaupten 79% der von dem WICKERT Institut befragten Singles, dass sie ihr ‚Single-Dasein‘ genießen; aber 94% hätten „gern eine feste Partnerschaft“ (Focus 7/1993).

Neben persönlichen Entscheidungen trägt zudem die demographische Entwicklung zur Differenzierung der Lebensformen: Familie und Single-Dasein bei.

„Frauen werden heute in Deutschland durchschnittlich 78,4 Jahre und Männer 71,8 Jahre alt (Schäfers 1995,98), also ein Anstieg von 7,5 Jahren

bei Männern und 10 Jahren bei Frauen seit 1949/1951 (Geißler 1992,291). Die Anzahl von Haushalten, in denen keine Kinder mehr leben, ist dadurch ebenso angestiegen wie die Anzahl alleinstehender, weil verwitweter älterer Menschen.“ (Mogge-Grotjahn 1999, 152).

Für die jüngere Generation ist zu beobachten:  
„Die statistisch ausgewiesene Zunahme des Anteils der Ein-Personen und Singlehaushalte unter den jüngeren Erwachsenen in Ost und West ist das zahlenmäßig aggregierte Abbild einer verlängerten Lebensphase zwischen dem Auszug der jungen Erwachsenen aus dem Elternhaus und der Gründung einer eigenen Familie bzw. dem Eingehen einer dauerhaften Partnerschaft. ... *Auch statistisch gesehen ist die Bundesrepublik eine Paargesellschaft, also keine Gesellschaft der Alleinstehenden, aber auch keine ausgeprägte Familiengesellschaft*“ (Mogge-Grotjahn 1999, 152 unter Bezug auf Hradil).

### **Differenzierte Formen familialen Zusammenlebens – Erklärungsversuche aus soziologischer Sicht**

Das letztgenannte Zitat von Mogge-Grotjahn, weist auf einen Tatbestand der Differenzierung hin, die die deutsche Familiensoziologie zu einer neuen Erkenntnis geführt hat. Galt bis vor kurzem noch die These von der Pluralisierung der Lebensformen und Lebensstile, wie sie Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Beck/Beck-Gernsheim, u.a. 1990) für die bundesrepublikanische Gesellschaft innerhalb ihrer ‚Individualisierungsthese‘ entwickelt haben, so liegt es nach neueren demographischen Trends nahe von einer „Polarisierung“ bei der Wahl einer Lebensform zu sprechen (Dobritz/Gärtner 1995/ Dobritz 1999; Ostner 1999, 40f.).

„Die Lebensformen fallen zunehmend in zwei gegensätzliche Kategorien: Unverheiratete stehen Ehepaaren, Familien Kinderlosen gegenüber.“ (Ostner, ebd.) „Dem Familiensektor werden all die Lebensformen zugerechnet, zu denen Kinder gehören. Im wesentlichen sind das Ehepaare mit eigenen Kindern beziehungsweise Stieffamilien, Lebensgemeinschaften mit eigenen Kindern, bzw. Stieflbensgemeinschaften und Alleinerziehende. Logischerweise finden sich dann im Nichtfamiliensektor die kinderlosen Lebensformen: kinderlose Ehepaare, kinderlose nichteheliche Lebensgemeinschaften, das ‚living-apart-together‘ (Partnerschaften bei getrennter Haushaltsführung) und die Alleinlebenden (Singles)“ (Dobritz 1999).

Polarisierung setzt natürlich ebenso wie Pluralisierung Individualisierung voraus. Die Tatsache, dass Familie nicht mehr von allen Menschen als verbindliche Institution für die eigene Lebensführung erachtet wird, ist auf einige gesellschaftliche Entwicklungen zurückzuführen, die Prozesse der Atomisierung begünstigen.

Das Individuum ist in den letzten vier Jahrzehnten zunehmend aus seinen historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen herausgelöst worden (Beck u.a.1986). Traditionelle Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge sind weggefallen, was in der Folge auch den Verlust von traditionellen Sicherheiten wie Handlungswissen, Glauben und leitende Normen mit sich brachte. Dies führte zu einer Entstandardisierung der Lebensläufe, einer größeren Offenheit und Gestaltungsmöglichkeit individueller Biographien mit zunehmender Möglichkeit zur Ausgestaltung des eigenen Lebenswegs. Zugleich geraten Individuen dadurch in eine neue Art von Zwängen, z.B. den Druck, sich *entscheiden zu müssen*. Individualisierung ist durch Widersprüche und Ambivalenzen gekennzeichnet. In den neunziger Jahren spitzte sich die ‚Janusköpfigkeit‘ der Individualisierung zu. Wahlfreiheit auf der einen Seite – Anomie, Entwurzelung, Sinnverlust auf der Gegenseite. Menschen entscheiden nicht nur eigenverantwortlich, wie sie leben wollen, sondern auch, welchen Werthaltungen sie sich anschließen.

Meine These ist, dass die Individuen sich je nach Lebenssituation die für sie ‚passende‘ Lebensform wählen und die dazu gehörige Werthaltung anpassen. Es lässt sich z.B. nicht mehr beobachten, dass eine Lebensform, die der ursprünglichen Werthaltung der Menschen nicht entspricht, zu existentiellen Leiden oder schizophrenen Erkrankungen führt. Die Tragödie der unehelichen Mutterschaft, wie sie Gretchen in Goethes Faust noch in den Wahnsinn trieb, ist in Deutschland im 21. Jahrhundert nicht mehr vorstellbar. Heute würde die alleinstehende Mutter die Sozialversicherungssysteme in Anspruch nehmen, lebte das moderne Gretchen an der Armutsgrenze, würde man ihr raten, coping-Strategien auszubilden, z.B. Netzwerke aufzubauen, eine Ausbildung zu absolvieren o.ä..

Die Janusköpfigkeit der Individualisierung begegnet uns ständig bei der Suche der Individuen nach der für sie passenden, weil glückbringenden Lebensform. Maasberg weist darauf hin, dass Untersuchungen über Scheidungsursachen überwiegend Unverträglichkeit der Kommunikation der Partner untereinander und nicht wie früher Gewalt, Sucht o.ä. als Gründe nennen.

„Pointiert ausgedrückt: Der Wunsch nach personenbezogener Interaktion kennzeichnet heute die Bindungsformen von Männern und Frauen. Die Erwartungen an eine gelingende Beziehung auf emotionaler Ebene sind gestiegen. Ausdruck dafür sind die zahlreichen gelebten unterschiedlichen Formen von Beziehungen. Beck/Beck-Gernsheim drücken dies mit folgenden Worten aus:

„Was aber kommt nach der Familie, dem Ort der häuslich gewordenen Liebe? Die Familie! Anders, mehr, besser, die Verhandlungsfamilie, die Wechselfamilie, die Vielfamilie, die aus der Scheidung, Wiederverheiratung, Scheidung aus Kindern deiner, meiner, unserer Familienvergangenheiten und -gegenwarten hervorgegangen ist“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, 9).“ (Maasberg 1999,26).

Im Zeitalter der Globalisierung, des ‚Turbokapitalismus‘, der Schnellebigkeit, des Wertpluralismus zieht es die Individuen – vermutlich aus Sehnsucht nach Geborgenheit, Verbindlichkeit und emotionaler Nähe in die ‚heile Familie‘. Diese fragile, allein auf Gefühlsbeziehungen aufgebaute freiwillige Lebensform kann nicht alleiniges Auffangbecken für Frustrationen aus der gefühlskalten Arbeitswelt sein. Emotionale Überfrachtung an Ansprüchen trägt wiederum zu ihrem Zerbrechen bei. Immer häufiger schlägt der emotionale Anspruch an die Partnerschaft auch um in tätliche häusliche Gewalt. Deren Ursachen sind vielfältig, deren Opfer zumeist Frauen und Kinder. Das Berliner Interventionsprojekt ‚Schutz gegen häusliche Gewalt‘ (Schweikert 1999) und weitere Maßnahmen der Bundesregierung haben wie bereits bei der Gesetzesänderung zur ‚Vergewaltigung in der Ehe‘ die Ziele, in notleidenden Situationen zu lindern, durch Aufklärung familiäre Konflikte zu enttabuisieren und präventiv zu wirken. Gewalt ist gerade unter dem Einfluss radikaler Ideologien und sozialer Unsicherheit ein verbreitetes Mittel der Konfliktaustragung. Dennoch lassen auch die fortschreitende vertikale Differenzierung von Einkommen und Erwerbchancen, also ökonomische und existentielle Destabilisierung Ehe und Familie für eine wachsende Zahl junger Menschen zum knappen, aber wichtigen Gut wechselseitiger Unterstützung werden.

Die Janusköpfigkeit der Individualisierung zeigt sich auch hier wieder. Es scheinen im Wandel unserer Lebensformen zwei Prozesse abzulaufen, die Karl-Otto Hondrich mit *Individualisierung* und *Rückbindung* bezeichnet. Individualisierung bedeutet die Freisetzung aus traditionellen Bindungen, die im Nichtfamiliensektor abläuft. Rückbindung meint die Einbindung in traditionelle Muster, die wir im Familiensektor finden.

Vielfalt der Lebensformen bedeutet also nicht Beliebigkeit. Vielmehr suchen die Menschen nach neuen Formen der Bindung, die sie dann wiederum versuchen den gesellschaftlichen Strukturen anzupassen. Individualisierung kann eine krisenhafte Erscheinung sein und Ängste hervorrufen; in ihr liegt aber gleichzeitig auch eine Chance. Ich meine die Möglichkeit der ‚Individuation‘, des sich Herauslösens aus einengenden gesellschaftlichen Konventionen und der Herausbildung eines sich selbst bewussten, gereiften Menschen. Für Männer galt dieses Ziel der ‚Selbstbildung‘ bereits seit der Zeit der Aufklärung; Frauen haben erst im 20. Jahrhundert das Recht und die Chance erhalten, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen, sich aus der Unmündigkeit herauszuführen, wortwörtlich: ‚sich zu emanzipieren‘. Geistige Voraussetzungen für die Emanzipation sind u.a. Offenheit und Wahlmöglichkeit. Die selbstbestimmte Gestaltung der privaten Lebensform ‚Familie‘ zählt hierzu.

Zu Beginn meines Vortrags unterstellte ich Ihnen, dass ich über eine Lebensform sprechen würde, die Ihnen vertraut ist. Haben Sie Bekanntes wiedererkannt – oder ist Ihre Verwirrung nach der Vorstellung dieser Vielfalt und der Suche nach Erklärungen größer geworden?

Familiensoziologinnen und Familiensoziologen bemühen sich fortwährend, das veränderte Phänomen ‚Familie‘ definitorisch zu erfassen (vgl. die Sammelbesprechungen Bertram 1999/Strohmeier 2000). Das Forschungsobjekt entgleitet zunehmend wissenschaftlicher Akkuratessse. Wir können uns vielleicht darauf einigen, den Blickwinkel der Familienforschung auf den Aspekt zu richten, den Allert (1998) vorschlägt, „die Familie als Kommunikationszusammenhang begreifen“. Es sei davon auszugehen, dass sich die Handelnden in der Familie als ganze Personen mit einem Anspruch auf Anerkennung und Bestätigung ihrer Einzigartigkeit begegnen. Das ‚Wie‘ ihrer Beteiligung vollziehe sich in einer besonderen Leibgebundenheit, Interaktionsdichte und Zeitstruktur. Die Kommunikation in Familien erfolge nicht zufällig sondern strukturiert.

Es gilt zum Abschluss festzuhalten: es hat sich eine Vielfalt von privaten Lebensformen herausgebildet, bei denen die Familie, vor allem die traditionelle Familie, *eine* unter mehreren geworden ist. Die Vielfalt der Lebensstile findet auch ihre Vielfalt in den dazu entsprechenden Wertorientierungen. Der Wandel der Geschlechterrollen hat zu Befreiungen, aber auch neuen Zwängen und Verunsicherungen beigetragen. Der hohe Geburtenrückgang führt neben einer veränderten Bevölkerungsentwicklung

auch zu Polarisierungen zwischen den beiden Lebensformen: mit oder ohne Kinder. Wenn ‚Kinder haben‘ zum Armutsrisiko wird, ist gemäß Auftrags des Grundgesetzes der Schutz der Kinder und die Absicherung der Gesamtfamilie gesellschaftliche Aufgabe.

Ich stimme Rerrich zu: „Die politische Brisanz der gegenwärtigen Entwicklung sehe ich darin, dass offensichtlich ein immer stärkeres Abstand-Halten von den Belangen des täglichen Einerlei für jeden Menschen zur Voraussetzung dafür wird, an der Öffentlichkeit zu partizipieren. Die Schere zwischen Öffentlichkeit und Lebenswelt wird immer größer, und je höher die Position, desto ausgeprägter wird eine Haltung, die Karin Jurczyk und ich (Maria Rerrich, SB) einmal als „Alltagsvergessenheit“ bezeichnet haben (Jurczyk/Rerrich 1993b). Immer mehr instrumentelle Vernunft, Effizienz und Distanz zu den vielen Wechselfällen des Lebens zeichnen also die Lebensführung der Menschen aus, die in Deutschland öffentlich agieren, und die gesellschaftliche Entwicklung geht dahin, fürsorgliche Praxis ... möglichst auf ‚untergeordnete‘ Personen zu übertragen. Diese sind nicht zufällig in der Regel Frauen. Das bedeutet aber eine neue Stufe in der Abwertung der alltäglichen Daseinsfürsorge. Sie wird immer mehr an den Rand gedrängt – und damit auch jede Person, die für sie die konkrete praktische Verantwortung übernimmt – ob Frau oder Mann, Deutsche oder Ausländerin, ob bezahlt oder unbezahlt“ (Rerrich 1997,32).

Einzufordern ist also eine Repolitisierung des Privaten (Rerrich) und damit die Wertschätzung der Aufgaben der einzelnen Familienmitglieder.

## „Ist die Familie noch zu retten?“

Wir Soziologen und Soziologinnen sollten keine Zukunftsprognose treffen. Aber wir können gesellschaftliche Tatbestände analysieren. Und die zeigen, dass sich *die Familie selbst rettet*.

Sie entspricht selten Idealisierungen, aber ihre Mutationen sind Ausdruck des Erfindungsreichtums, der Anpassungsleistung und der Glückssuche ihrer Mitglieder.

### Literatur:

- Allert, T., Die Familie. Fallstudien zur Unverwüstlichkeit einer Lebensform, Berlin 1998.  
 Beck, Ulrich, Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: Kreckel, R. (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Opladen 1983.  
 Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/Main 1990.

- Bertram, Hans, Sammelbesprechung: Soziologie der Familie, in: Soziologische Revue, 22. Jg., 1999.  
 Burkart, G., Lebensphasen – Liebesphasen, Opladen 1997.  
 Dorbritz, Jürgen/Gärtner, Karla, Ehescheidungen – Trends in Deutschland und im internationalen Vergleich, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 23, 4/1998.  
 Dorbritz, Jürgen/Fux, Beate (Hg.), Einstellungen zur Familienpolitik in Europa, München 1997.  
 Emge, R.M., Soziologie des Familienhaushaltes, Paderborn 1981.  
 Geißler, Rainer, Die Sozialstruktur Deutschlands, Opladen 1992.  
 Hartfiel, Günter/Hillmann, Karl-Heinz, Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1998, 4. Auflage.  
 Hradil, Stefan/Gerhardt, Ute/Lucke, Doris/Nauck, Bernhard (Hg.), Familie der Zukunft, Lebensbedingungen und Lebensformen, Opladen 1995.  
 Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria, S., „Wie der Alltag Struktur erhält. Objektive und subjektive Einflussfaktoren der Lebensführung berufstätiger Mütter“, in: Born, Claudia/Krüger, Helga, Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim 1993.  
 Nave-Herz, Rosemarie, Kinderlose Ehen – Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit, München 1988.  
 Nave-Herz, Rosemarie, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 1994.  
 Maasberg, Helga, Von der Familie zu den familialen Lebensformen, in: Sozialmagazin, 24. Jg. 1999, H.2.  
 Mogge-Grotjahn, Hildegard, Soziologie. Eine Einführung für soziale Berufe, Opladen 1999, 2. Auflage.  
 Rerrich, Maria, S., Frauenarbeit in der Familie zwischen Lohn und Liebe – Überlegungen zur Repolitisierung des Privaten, Vortrag anlässlich der Verleihung des Helge-Pross-Preises der Universität-Gesamthochschule Siegen am 3.12.1997.  
 Rosenbaum, Heidi, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt 1982.  
 Rosenkranz, Doris/Rost, Harald, Welche Partnerschaften scheitern? Trennung von verheirateten und unverheirateten Paren im Vergleich, in: ifB – Materialien 1996, 2:53.  
 Schäfers, Bernhard, Struktur und Wandel von Ehe und Familie, in: ders. Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland. Ein Studienbuch zur Sozialstruktur und Sozialgeschichte, Stuttgart 1995.  
 Schweikert, Birgit, Schutz gegen häusliche Gewalt – das Berliner Interventionsprojekt, in: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit, Nr. 8/99, 283-289.  
 Strohmeier, Klaus Peter, Sammelbesprechung: Familienforschung, in: Soziologische Revue, 23. Jg., 2000.  
 Wurzbacher, G. (Hg.), Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1977.  
 Zulehner, Paul M./Volz, Rainer, Männer im Aufbruch – Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD (SWI), Bochum 1998.